



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Taschenbücher für 1848.

Von den Taschenbüchern für 1848, die ihren Nebenbuhlern vorausgeeilt sind, liegen uns bereits einige vor; zwei davon bringen das Portrait F. v. Raumer's als Titeltupfer, wahrscheinlich um an den denkwürdigen Vorfall mit der Akademie zu erinnern, der sich im Laufe dieses Jahres ereignet hat. Die Gelehrsamkeit wollte politisch werden, und die Macht rief ihr ein fulminantes „ne sutor!“ zu. Dieses Portrait kommt mir daher vor als sollte es ein Warnungsschild sein gegen die Eingriffe der Literatur in den Dunstkreis des Olympe, wo die Geschicke der Völker sich entscheiden. Und wunderbarlich genug scheint es, daß diese Warnung in dem Inhalt der heurigen Belletristik beachtet ist; die Novellen und die historischen Monographien bleiben diesmal bei ihrem Reisten.

Zuerst ein Werk von Raumer selbst: Historisches Taschenbuch. Neunter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. Den größten Umfang in demselben nimmt eine Abhandlung von Raumer ein, über die römische Staatsverfassung. Ich muß gestehen, daß ich bei Raumer's historischen Aufsätzen, die sich auf ein allgemeineres Thema beziehen, stets zweifelhaft bin, was er sich eigentlich für ein Publikum dabei gedacht hat. Hier z. B. werden uns mit ziemlicher Ausführlichkeit Dinge erzählt, die zwar als Reminiscenz an den Gymnasialunterricht einiges Interesse haben, die aber sonst in keiner Weise etwas Neues geben. Es ist nun wohl sichtbar, daß der Aufsatz einen polemischen Zweck hat, gegen die kritischen Untersuchungen der Philologen und Juristen über die römischen Rechtsalterthümer seit Niebuhr's Vorgang, von denen er mit einem glücklichen Witz sagt: ihre Darstellungen sehen aus, wie die Geschichten eines Gesellschaftsspiels, in denen immer eine bestimmte Reihe von Worten vorkommen müßten, die aber im Uebrigen keine Aehnlichkeit unter einander hätten. Es ist in der That nothwendig, gegen den positiven, so zu sagen dogmatischen Theil jener Untersuchungen fortwährend zu polemisiren, unausgesetzt daran zu erinnern, daß bei all' dem kritischen Werth der Niebuhr'schen Geschichte die Entwicklung der Staatsverfassung, wie er sie darstellt, nichts ist als eine geistreiche Hypothese, die eben so wenig objectiven Werth hat als die vorsündfluthliche Geschichte, wie sie von den Physikern ausgedichtet wird. Aber das ist keine richtige Art der Polemik gegen Werke der ungeheuersten Gelehrsamkeit und des glänzendsten Scharffsinns, daß man ihnen eine Schülerarbeit entgegenstellt, wie sie in ein Compendium für den ersten Unterricht in der Geschichte gehören. —

Weit werthvoller ist eine zweite Arbeit, über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien während des 18. Jahrhunderts und bis auf die neueste Zeit, von W. A. Arendt, eine Fortsetzung der Abhandlung aus dem vorigen Jahrgang, welche das belgische Städtewesen im 17. Jahrhundert behandelte. Sie ist nur kurz, und enthält sich mit Recht aller Abschweifungen, aber so, daß doch immer in den einzelnen Daten ein innerer Zusammenhang nachgewiesen wird. Die Untersuchungen dieser minder bekannten Punkte der neuern Geschichte haben unendlich mehr objectiven Werth als das Nachgraben in dem Schutt barbarischer, verworrener Zeiten, das denn doch immer, wenn man über die Hauptfachen hinausgehen will, eine sehr unsichere Ausbeute liefert, und nur zu einer Art „Wahrheit und Dichtung“ führt. Es ist in diesem Aufsatz von besonderem Interesse, die Beziehungen zwischen den lokalen Freiheitstendenzen und dem allgemeinen Streben der Provinzen zu verfolgen.

Außerdem enthält das Taschenbuch zwei Monographien. Die erste ist: Churfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683, nebst einem Anhang den Antheil Sobieski's an dem Entsatze und eine Darstellung der Ereignisse bis zum Schluß des Feldzugs enthaltend. Der Verf. hat sich nicht genannt. Der Aufsatz hat den Fehler, daß er schwankt zwischen einer vollständigen Geschichte jener Belagerung und einem monographischen Beitrag zu derselben; die erste wird durch das Hervortreten einer einzelnen Persönlichkeit gestört, und eben so wenig will die Mittheilung der vollständigen Aktenstücke, Briefe u. dergl., die sonst als Beitrag zur Kenntniß jener Zeit von Werth sind, zu der historischen Kunstform passen; andererseits ist aber, in der Einleitung, die uns sehr bekannte Dinge erzählt, und in dem ausführlichen Bericht über Dinge, die wir anderwärts ebensogut finden, doch wieder ein Anspruch an geschichtliche Vollständigkeit unverkennbar.

Das bringt uns auf die Frage: wozu sind eigentlich solche historische Taschenbücher? sollen die Ergebnisse der historischen Forschungen popularisirt, soll das größere Publikum, dem zur Beschäftigung mit Detailstudien Zeit und Lust fehlt, wenigstens die allgemeinen, für die Entwicklung der Menschheit wesentlichen Resultate daraus erfahren? oder sollen es Studien sein für Geschichtsforschung? Wenn eine von diesen beiden Bestimmungen festgehalten wäre, so ließe sich nichts dagegen sagen, aber es zeigt sich offenbar — nicht nur in der Aneinanderreihung der verschiedenen Aufsätze, sondern auch in der Composition der einzelnen — ein Schwanken zwischen beiden. Dieses Schwanken hat selbst Einfluß auf den Styl; es ist nicht die einfache, objective Darstellung des Forschers, es ist ein gewisses Streben nach Annuth, nach Popularität unverkennbar; es fehlt aber eben so die Lust, den Stoff so weit zu bewältigen, daß eine wirkliche Kunstform daraus hervorgehen könnte.

Die zweite Monographie, von F. W. Barthold (Professor in Greifswalde): „Philipp Franz und Johann Philipp, Wild- und Rheingrafen zu Dhaun. Ein Reichthumsdasein im Jahrhundert der Reformation,“ hat unstreitig eine größere Einheit. Es sind allerdings nur einzelne, nicht gerade bedeutende, Persönlichkeiten, an die sich die Erzählung knüpft, aber sie geben uns ein viel treueres und anschaulicheres Bild von den sittlich-politischen Verhältnissen Deutschlands im 16. Jahrhundert, als es einer allgemeinen Uebersicht möglich wäre. „Wir geben,“ sagt der Verfasser in der Einleitung, „die Lebensgeschichte zweier deutschen Herren, den unmittelbaren Reichthümern durch ihre Geburt gehörig, um dem Leser eine neue Gelegenheit zu bieten, jenes unnehbare Etwas zu verehren, was das Reich unserer Vorfahren zusammenhielt und auch jetzt noch nationales Bestehen möglich macht. Ungeachtet damals wie jetzt politische

Unklarheit und Befangenheit, Vorliebe für Fremdes und Verachtung des Heimischen, Sympathien für das Ausland und verrätherische Hingebung der Person an dasselbe; Mangel an Gründen für allgemeine Begeisterung und für Erhebung zu vaterländischen Zwecken, scheinbare Leerheit des staatsbürgerlichen Lebens und enthusiastische Ermärung für die Interessen fremder Völker, selbstsüchtiges Streben der Territorialherrschaft im Gegensatz der Selbstentäuferungspflicht für Volkseinheit, vererbte Abneigung nachbarlicher Stämme, und Kampf der ständischen Berechtigung gegeneinander, der kirchliche Zwiespalt, welcher näheres Verhältniß zum undeutschen Glaubensgenossen als zum andersgläubigen Landsmann führte; endlich die tausendfach sich durchkreuzende Berechnung örtlicher persönlicher Vortheile; ungeachtet so unzählige innere und äußere Zerwürfnisse die nationalen Kräfte centrifugal zerstäuben; so ist das deutsche Volksganze dennoch nicht meteorsteinartig aus seinem Mittelpunkte zersprengt. Ein geheimnißvolles Gesetz heißt dasselbe einen Mittelpunkt des Seins immer wiederum suchen, im geistigen Licht Hunger einer Centralsonne sich zuwenden, welche zu stehen die Praxis des Lebens zu gebieten scheint. Diese Centripetalkraft, welcher unsere Vorfahren auch unter der geistigen Agenschütterung der Reformationszeit sich nicht entziehen konnten, zu ahnen und frische Hoffnung im trüben Gewirre der Gegenwart zu nähren, sollen die Geschichten unseres Brüderpaares dienen, deren unbefangene, unbewußte Verirrung nicht ihr Jahrhundert allein kenntlich macht.“

Dieses geheimnißvolle Gesetz wird nun wohl auch durch diese Darstellung nicht klar, vielleicht eben weil es ein geheimnißvolles sein soll; desto anschaulicher aber wird die heillose Verwirrung, die chaotische Unfittlichkeit der sittlichen Verhältnisse, die wir als „die gute alte Zeit“ zu verehren gewohnt sind. Jedenfalls gewinnt die historische Einsicht durch solche einfache aber gründliche Darstellungen unendlich mehr, als durch zwanzig historische Romane in der Manier Walter Scott's, die das geschichtliche Interesse an das Abenteuerliche und Romantische knüpfen.

Die letzte Abhandlung, von K. F. Neumann, welche den englisch-persischen Krieg von 1839—42 behandelt, hat den Titel: Das Trauerspiel in Afghanistan. Schon diese Ueberschrift verräth die Tendenz auf das Gefühl und das Amüsement des Publikums einzuwirken, und wenn wir auch keineswegs behaupten wollen, daß dies Bestreben, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden von Nachtheil gewesen sei für den eigentlichen Gehalt der Arbeit, so ist es immer zu wünschen, daß eine historische Darstellung so einfach und anspruchslos als möglich auftrete, namentlich wenn der Stoff ohnehin von so großem Interesse ist, wie der gegenwärtige. Im Uebrigen ist die Erzählung höchst anschaulich, und der Gegenstand — eine uns fremde Welt im Verhältniß zu den uns wohlbekannten Interessen — bedeutend genug, um eine lebendige Theilnahme aller Leser zu erregen.

Aus der Geschichte springen wir in den leichtfertigeren Kreis der Novelle über. Zwei novellistische Taschenbücher: *Urania*, 10. Jahrgang, und *Penelope* von Th. Sell, eröffnen den Reigen. Da nämlich beide in Leipzig selbst erscheinen, haben sie vor den andern den Vortheil voraus, früher versendet werden zu können. Sie enthalten keine Gedichte und keine Recensionen, und sollen dafür Dank haben! Therese, die Verfasserin der „Briefe aus dem Süden,“ hat in jedes der beiden Taschenbücher eine Novelle geliefert: „Sigmund“ und „Stilleben.“ Die erste macht das Unglück einer Ehe zwischen heterogenen Personen an zwei Beispielen anschaulich. Dieses Thema der häuslichen Misere hat etwas Widerwärtiges, namentlich da in der Regel einige Ueberspanntheit in den Ansprüchen die Veranlassung ist, daß sich zwei Seelen nicht verstehen;

dennoch ist es (seit dem Siebenkäs, in dem Jean Paul das Recht der genialen Subjectivität, die sich viel zu gut hält für die Welt, und doch nichts ist, als die sittliche Ohnmacht, die Grillenhaftigkeit, die sich der Cultur entzieht) mit aller Anmaßung und Keckheit der damaligen Romantik den sittlichen Gesetzen entgegengestellt werden. Seitdem hat in Deutschland die bekannte Gräfin, die noch immer den Rechten sucht, haben in Frankreich die Hälfte der socialen Romanschreiber dieses Thema mit großer Virtuosität variiert; ich denke, wir hätten vorläufig genug davon. Therese ist bei weitem sittlicher, als ihre hochgeborene Nebenbuhlerin: eine Dame und ein Oberlehrer, schöne Seelen, die einander verstehen, sind beide in Verhältnisse verwickelt: sie mit einem unmoralischen Baron, er mit einem Ganschen; sie wissen, daß sie unglücklich werden müssen, dennoch heirathen sie — warum? aus Pflichtgefühl. Aber dies Pflichtgefühl ist abstract, und erschöpft sich in dem einmaligen Entschlus. Das verkehrte Verhältniß mit Ausdauer und durch die geistige Ueberlegenheit, die der Genialität doch eigentlich zukommen sollte, zurecht zu wirken, haben sie keine Energie. — Auch das „Stilleben“ behandelt das Thema der Entfugung, und schildert außerdem einen Grafen, der mit einem Bürgerlichen auf Du und Du ist, obgleich dieser den schändlichen Namen Müller führt. Freilich ist nicht zu vergessen, daß Herr Müller einen genialen Bart, Sammtrock und ein geistreiches Barett trägt. Müller liebte ein Mädchen, welches ihn wieder liebte, aber nicht heirathete — der Grund ist nicht recht deutlich —; sie heirathet den Grafen, eine Bürgerliche! freilich führt sie der Graf unter dem Namen einer französischen Baronesse auf — gesteht ihm aber zugleich, daß sie einen Andern liebt. Müller verläßt das Schloß, auf dem der Graf ihm freie Wohnung während seiner Muscultatur angeboten, und die Gräfin lächelt dem abreisenden Sammtrock nebst Barett und Schnurrbart schmerzlich nach. — Von W. Alex is ist eine Novelle: Die Flucht nach Amerika, gut erzählt, wie wir es von ihm gewohnt sind; aber es kommen nur lauter Spizbuben darin vor, und zwar Spizbuben der gemeinsten Art, mit Ausnahme eines in der Form eines Weibes Fleisch gewordenen Engels. Daß es bei einer Menge Spizbuben, die noch dazu auf einem zerbrechlichen Schiff auf dem Ocean zusammengedrängt sind, an Greuelthaten nicht fehlen wird, läßt sich erwarten. — Levin Schücking hat in einer Erzählung: Die Schwester, die in der Zeit der Emigration spielt, alles Wunderliche aufgeboten, was man billigerweise in einem so engen Rahmen verlangen kann. Ein adeliges Haus ist zerfallen, theils wegen großer Schuldenmasse, theils weil der Vater als Jacobiner auf die Festung geschickt ist. Der Sohn, sehr aristokratisch gesinnt, wandert aus, um „der Lankestre hochstrebend Blut“ in der Fremde zum Steigen zu bringen, und heirathet dort in seiner Qualität als deutscher Baron eine feynreiche Kaufmannstochter, die übrigens während der ganzen Geschichte nichts sagt, als: O! — aber auf holländisch, und mit variabler Betonung. Die Tochter lebt auf dem alten Gut fort, das aber nicht mehr ihr gehört, in ziemlicher Armuth; da schreibt der Bruder, von dem sie seit Jahren nichts gehört, er wolle seiner neuen Frau die Herrlichkeiten der alten Baronie zeigen, sie sollte die Zimmer stattlich ausputzen; von dieser Nachricht meuchlings überrascht, legt sie sich auf Wildddieberei, um der Schwägerin wenigstens Hasen vorzusetzen; sie wird dabei fast vom Förster arretirt; dieser denkt aber humaner als ihr Bruder, der weit entfernt, ihre große Aufmerksamkeit zu würdigen, nichts eiliger zu thun weiß, als sie an den Grafen von Artois zu verkuppeln, um durch dessen Vermittelung sein Stammschloß wieder zu erhalten. Als dies fehlschlägt, reist er beschämt ab, und Leonore wird mit dem wohlgesinnten Förster verheirathet, wozu der jacobinische Baron, durch Artois aus seiner Haft befreit, mit Freuden seine Zustimmung gibt. — Der in-

teressanteste Beitrag der Urania ist eine Criminalgeschichte: Marie Remy, erzählt von B. Martell. Der Erzähler hat dabei kein besonderes Verdienst, was er hinzu thut an Schilderungen u. dgl. ist ziemlich überflüssig; die Geschichte selbst erregt eben die lebhafteste Spannung, und reiht sich würdig den Criminalfällen der bekannten Giftmischerinnen — Brinvilliers, Lafarge, Lacave — an. Die Aerzte finden eine furchtbare Masse Arsenik in dem Magen des Ermordeten, dennoch wissen sie zu deduciren, daß er nicht an dem Arsenik, sondern an einem andern Gift gestorben sei, und der Spruch der Geschwornen lautet auf „Nichtschuldig“. Wir würden nach bestem Gewissen für das Gegentheil gestimmt haben. Der hinzugefügte Schluß ist romantisch undoutlich, und steht in keinem Verhältnis zu dem, was vorhergeht.

Die weitläufigste Novelle in der „Penelope“ — die Haideburg von L. Starklof — ist eine Tendenznovelle, sie handelt von den politischen und religiösen Wirren der Jetztzeit — die Muse verzeihe mir den Gebrauch dieses barbarischen Worts! — und endigt mit einer Fahrt des Helden nach Amerika. Eine Fülle von Thatsachen, die in der Regel mit polizeilichen Conflicten zusammenhängen und in einer ziemlichen Verwirrung aufeinander stoßen, geben der Erzählung den Reiz des Abwechselnden, und die friesischen Namen, die uns nicht recht geläufig sind, haben etwas Ahnungsvolles, Schauerliches. Bisweilen wird diese Fremdartigkeit freilich durch wohlbekannte Bemerkungen angenehm unterbrochen, z. B. daß der Himmel hoch, blau, weit ist, und in wie weit Wislicenus Recht habe oder nicht; aber die derbe, originelle Sprache gibt auch dem Bekannten eine gewisse Frische und Eigenthümlichkeit. Die localen Verhältnisse sind anschaulich dargestellt und würden noch besser sich zu einem Gemälde abschließen, wenn der Verfasser etwas weniger verschwenderisch mit Figuren gewesen wäre. — Denselben Reiz der localen Unmittelbarkeit haben „Ein Paar Scenen“ von J. Rank, in der bekannten Manier dieses Autors geschrieben, und „Die Offizier-Marie. Ländliche Novelle aus Unterösterreich,“ von Antonin v. Wien. — Dagegen ist eine neue Novelle von N. v. Sternberg: „Swedenborg,“ ganz in der alten romantisch-zerflossenen Manier geschrieben, und erinnert lebhaft an Tieck's „Petrus von Apone.“ Ein junges Mädchen stirbt und wird von dem alten Beschwörer magisch zu einem bloß physischen Leben zurückgerufen, damit er ihrer Schönheit sich erfreuen könne. Ihr Geliebter befreit sie aus diesem peinlichen Zustande, indem er den Talisman zerbricht, der sie an ein scheinbares Leben fettet. An dieser Spuck- und Gespensterwirthschaft möge ein Anderer Geschmack finden; wir können darin nichts sehen, als ein krankhaftes Gelüst nach dem wollüstigen Reiz des Grauens. Die Zeiten der Teufelselzire und der Nachtstücke sind Gott sei Dank vorüber und die Orgien der Hexen und Wraunen finden keine Theilnehmer mehr.

Noch eine allgemeine Bemerkung möchte ich an diese Taschenbücher knüpfen. Abgesehen von dem Inhalt, der nach dem verschiedenen Geschmack dieses Novellenpublicums verschieden aufgefaßt werden wird, ist es auffallend, wie wenig noch die deutschen Schriftsteller sich einen fertigen, abgerundeten Styl angeeignet haben. Die Sucht, die seit Jean Paul in die Novellisten gefahren war, so harod und verkehrt als möglich zu schreiben, ist freilich vorüber, aber diese gleichmäßige Bildung des Ausdrucks, wie wir sie bei den französischen Schriftstellern bei aller sonstigen Verschiedenheit finden, wird bei uns höchstens — angestrebt. Es ist freilich etwas Gutes in dieser Nothwendigkeit, daß jeder Schriftsteller sich eine eigene Sprache erst erschaffen muß, aber sie bringt denn auch mitunter sehr verkümmerte Pflanzen hervor, und es ist für die Belletristik um so unumgänglicher, nach einer gebildeten eleganten Form zu streben, da die wissen-

schäffliche Sprache in ihrer formellen Vollendung seit der letzten Zeit so anerkenntenswerthe Fortschritte gemacht hat.

† †

## II.

### Aus Wien.

#### 1.

Eine wunderliche Schrift. —

„Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Pressfreiheit“ heißt eine Flugschrift, die in diesen Tagen hier erschien und die an sich zwar nicht bedeutend, aber durch ihren Ursprung wichtig ist, indem sie nicht von einem gewöhnlichen Wohlthäter herrührt, sondern als halbofficiell angesehen werden kann. Die öffentliche Stimme ist einig in der Bezeichnung ihres Urhebers, in dessen Salon man häufig die Führer unsres Obscurantismus findet.

Der Geschichte wird in dieser Schrift vom Anfang bis zum Ende in's Gesicht geschlagen, alle Begriffe sind verwechselt oder auf den Kopf gestellt. Nach einem frömmelnden, weitausgeholtten Eingange heißt es, durch das Christenthum sei Alles erfüllt, was die Philosophie je habe träumen und wünschen können. — Aufhebung der Sklaverei, Fürsorge für die Armen und Schwachen, Erhebung (weiter unten heißt es sogar Gleichstellung) des Weibes und Freiheit des Geistes. Nun wissen wir aber, daß die Sklaverei auch im Schooße des Christenthums ununterbrochen fortbesteht und daß für ihre Abschaffung wenigstens das kirchliche Christenthum nichts thut; wir wissen, daß die Philosophie nie Fürsorge für die Armen und Schwachen verlangt, sondern immer nur auf Willenskraft, Sichselbstgenügen und Todesverachtung gedrungen hat, und daß wir diese gerühmte Fürsorge allzuthuer, nämlich mit kläglicher Bedürftigkeit und noch kläglicherer Anklammerung an das Leben bezahlt haben; wir wissen, daß, im Gegensatze zur allgemeinen Sitte des Abendlandes, die von den Juden entlehnte Trauungsformel noch immer das Weib echt morgenländisch die Magd des Mannes nennt; wir wissen, daß seit der kirchlichen Herrschaft des Christenthums der Geist mehr als je geknechtet wurde, indem man ihn mit Feuer und Schwert sogar zum Unmöglichen, zum Glauben zwingen wollte. S. 8 spricht auch den Verfasser gegen die Beschuldigung des Gedankenzwangs eifernd, diplomatisch ohne alle Betonung nur der „weltlichen“ Autorität in Fragen der Gedankenfreiheit der Kompetenz ab.

Auf seinen eigentlichen Gegenstand geht er in folgendem Satze über, den ich, als Probe des Styls und Tones, wörtlich aushebe: „Das Vorrecht, welches sonst der Mann der Waffen besaß, spricht jetzt der Mann der Rede und der Schrift an, und mit Schnöderem Hohne, als sonst der Krieggerüstete und Streiftfertige das schwächere Gefindel nach Gelüste ausbeutete und mißbrauchte, will jetzt der Wortgerüstete und Streiftfertige mittelst der Presse seine Herrschaft dem Leser fühlbar machen, denn statt der Leibeigenschaft soll sie die Geisteigenschaft einführen (hinc illae lacrimae! das wichtigste Privilegium der Kirche soll aufhören) und Alles soll lesen, aber bei Leibe nicht durch das Christenthum frei denken lernen, damit Alles zur täglichen Robot gehalten werden könne.“

Es wäre Beleidigung für die Leser der Grenzboten, die Unwahrheit, die Fälschungen, die Arglist dieses Satzes noch beleuchten zu wollen. Den rechtlos verfolgten und gehetzten Schriftstellern, für die es in Oesterreich schützende Rechtsformen gar nicht

gibt, wird angepöbeln, sie trachteten nach einem Privilegium, nach Herrschaft über Andere. Ein größerer Sprung wäre noch nie gemacht worden. Uebrigens verwechselt der Verfasser die ganze Schrift hindurch wohl nicht unabsichtlich Schriftsteller und Leser miteinander.

Nun ist es aber gerade er selbst, der für sich und die Seinigen ein wahres Ungeheuer von Privilegium anspricht, nämlich das Recht, allen Menschen, Guten wie Schlechten, Weisen wie Thoren vorzuschreiben, was sie denken, sprechen, schreiben und Andern mittheilen, wie was sie anhören und lesen dürfen.

Wer sind denn aber die, welche ein solches Niesenprivilegium ansprechen? — Womit haben sie sich ausgewiesen über ihren Beruf? — Sind sie etwa Niesen an Geist oder Güte, daß sie die Größten überschauen oder beschämen? — Warum versinken wir denn fast, unter ihrer Uebung der Censur, in den ekelhaften Sumpf unsrer Tagesblätter, zumal der begünstigten? — warum ist es so weit gekommen, daß man sich schämt, bei ihrer Lektüre gesehen zu werden? — Eine Sammlung von Censurproben aus diesen Blättern, nicht dessen, was sie streicht, sondern dessen, was die von der Regierung eingesetzte Gedankenrichterin approbirt, was sie stehen läßt, würde Wien als einen Abgrund von Selbstsucht, schamloser Gemeinheit, Viederlichkeit und wieder Heuchelei, Augendienerei, Ehrlosigkeit und Niederträchtigkeit erscheinen lassen, der das verschrieene Paris noch zurückließe.

In dem angeführten Sage liegt — nicht der Grundgedanke, sondern die Grundunwahrheit, um nicht zu sagen Grundlüge des Ganzen, das übrigens keinen weiteren Zweck zu haben scheint, als das durchaus rechtswidrige, sinnlose, im Grunde desperate Verbot ganzer Verlagsfirmen zu beschönigen. Darum wird die Aufmerksamkeit zuerst von den Lesern, dann von den Schriftstellern abgelenkt, indem jene als gedankenlose Masse, der es gleichgilt, was ihr geboten wird, diese als durchaus verächtlich dargestellt werden. Pressfreiheit soll heißen, daß der Literat ohne Hinderniß und Gefahr von der Presse lebe, durch die Presse zu Allem gelange. Und doch hat noch nie Jemand eine gefahr- und gefeglose Pressfreiheit verlangt. Das strafende Gesetz soll auch für den Schriftsteller sein; aber nur unter dem gemeinen, nicht unter einem Ausnahmsgesetze soll er stehen.

An die Stelle des Schriftstellers will der Verfasser geradezu den Drucker schieben, indem er jeder Druckschrift die Würde eines Geisteserzeugnisses bestreitet. Er will uns überreden, daß er an einem Buche nur Papier und Druckerwärze sehe. Die unschuldige Druckmaschine muß ihm herhalten. Die Presse habe gesündigt, die Presse müsse vernichtet werden. Ganz unjuridisch bewegt er sich hier in einem fortlaufenden Tropus, indem er die Druckpresse für den Drucker setzt. Nun liegt es aber am Tage, daß sowohl der Verleger als „Kaufmann,“ und der Drucker als „Handwerker“ über die Schriften, die durch ihre Hände gehen nur selten ein Urtheil haben und haben können; sie können also, Verlegungen bestimmter Vorschriften und Verbote ausgenommen, auch nicht dafür verantwortlich sein. Für den Inhalt seines Buches — und der ist allein das Buch — hat nur der Verfasser einzustehen; der Verleger kann blos zur Verantwortung gezogen werden, wenn er den Namen des Schriftstellers nicht angeben will. Nach dem Verfasser jedoch ist das Buch nur eine Waare, die wie jede andere den Gesetzen über Kontrebande unterliege; es soll also ganz wie Ochsenhäute und Schaffelle behandelt werden. Der Verfasser ist aber hier unvorsichtig; er plaudert aus, daß der österreichischen Censur die Schriftsteller, ja sogar die Buchhändler zu hoch stehen, daß die öffentliche Meinung ihr entgegen ist. „So lange man,“ sagt er, „die Autoren,

Literaten, Verleger u. s. w. im Auge behalten, sie bekriegen wird, ist kein Erfolg zu hoffen, der Streit bekommt einen noblen Anstrich (also gemein soll er werden?) die sogenannten Gebildeten, das Lesepublikum wird verfolgte Intelligenzen und Nebenmenschen sehen, und Sympathien für sie haben, weil sie mit der Märtyrerkrone bei vielen Banquetten erscheinen. An die Waare muß man sich halten" u. s. w. Das ist eine Sprache die eines Zollwächters würdig wäre, die aber ein zugleich unfreiwilliges Geständniß, daß man sich vom Geiste überflügelt fühle. Damit stimmt ganz, daß er auch die Postversendung den Zeitungen entzogen, also auch hier Gewalt für Recht gebraucht wissen will.

Den Schluß macht eine Apologie der österreichischen Staatsverwaltung. Unter Anderm sagt er, daß das Haus Oesterreich seine Kriege mit dem Schatz seiner Populartät geführt habe. Dann ist es aber höchste Zeit, diesen Schatz wieder zu füllen, denn jetzt ist er nicht bloß leer, sondern verschuldet!

S.

## 2.

## Medizinische Freuden und Leiden.

In unserer ärztlichen Welt feiert der Fortschritt einen erfreulichen Sieg. Well! very well klang es vor einiger Zeit, als Herr von Well zum Präses und Director der medizinischen Fakultät ernannt wurde, und wir wiederholen diesen Ausruf von Neuem bei der so eben erfolgten Wahl Feuchtersleben's zum Vicedirector und Referenten der medizinisch-chirurgischen Studien. Während Well durch seinen geraden biedern Sinn, wie durch seinen völlig selbstständigen Charakter sich die Achtung Aller gewonnen, hat Feuchtersleben als Secretair der Gesellschaft der Aerzte und Dekan der Fakultät bewiesen, wie sehr er es versteht, die feindlichen Parteien zu versöhnen, die Gegensätze auszugleichen. Wünschen wir daher, daß diese beiden Männer jene Beharrlichkeit und Energie beweisen, ohne die der beste Wille nicht zur That reift; wünschen wir, daß sie nicht ermüden im Kampfe gegen den Ultraconservatismus, dessen „Conservez le Chaos“ schon der liebe Gott beim Schöpfungsacte überhörte; wünschen und hoffen wir, daß eine frühere Aeußerung der Grenzboten, es fehle hier nicht so sehr an Intelligenzen als an Charakteren, mindestens auf diesem Felde zur Lüge werde. Es erscheint dies um so wünschenswerther, indem es gerade auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaften Oesterreich nicht schwer fallen dürfte, den hervorragendsten Universitäten Deutschlands den Rang abzulaufen. Schon besitzen wir in den Vertretern der wichtigsten Lehrfächer, in Hyrtl, Rokittansky und Skoda Männer, um die uns jede Anstalt beneidet, und wenn ein gleiches Lob nicht auch den übrigen Repräsentanten ertheilt werden kann, so liegt der Grund davon wahrlich weder in einem Mangel an gutem Willen von Seiten der Regierung, noch in dem Mangel an Intelligenz und Forschungstrieb unter den jüngern Aerzten, sondern einzig und allein in dem äußerst geringen Interesse, das die an der Spitze stehenden Medizinalbehörden bisher an dem wahren Fortschritt der Arzneiwissenschaft genommen. Wir wollen keinen besondern Nachdruck darauf legen, daß es noch vor wenigen Jahren genügte, die Tochter oder auch nur die haud maid eines Hofraths oder Professors zu heirathen, um ein Katheder als Mitgift zu erhalten; wie wir denn auch unter dem Einfluß solcher Alliancen und Mesalliancen auch auf anderen Gebieten vielfach leiden. Dagegen können wir nicht umhin, einen großen Theil der in wissenschaftlicher Beziehung obwaltenden Uebelstände von dem Mangel an Einheit herzuleiten, der in unsern ärztlichen Studien herrscht. Oder ist es nicht eine schreiende Anomalie, daß Theorie und Praxis der Heilkunde hierorts

immer noch Parallellinien bilden, die kaum einander berühren, geschweige denn sich gegenseitig durchdringen! Hört man unsere Herrn vom Katheder, wie sie die unendlich lange Reihe von Krankheitsbildern vor uns entfalten, so beruhigt man sich zugleich über die sonst so gefürchteten Schreckbilder, denn, wie der Herr Professor deutlich auseinandersetzt, ist für jedes Leiden ein Kraut gewachsen, die üppige Pflanzenwelt liegt als eine Krankenapotheke vor uns da, wobei es nur, wie schon der spöttische Voltair bemerkte, tief zu bedauern, daß die Wechselfieberkranken der alten Welt erst die Entdeckung von Amerika abwarten mußten, um nun Behufs ihrer Heilung allsommerlich eine Wanderung nach Mexico zu unternehmen. So lautet die Theorie, wie ganz anders spricht das Krankenbett! Wenn es in den zwischenliegenden Ferienmonaten nicht gelingen, das theoretisch Erlernte zu vergessen, dem wird es nun vom klinischen Professor gewissermaßen zur Pflicht gemacht; mit jeder neuen Naturbeobachtung verliert das von der Kanzel herab entworfene Krankheitsbild an Klarheit und charakteristischer Färbung, die gepriesene Allmacht der Arzneimittel sinkt zur Ohnmacht herab, und der noch vor wenigen Monden die Kliniken als Triumphhallen der Heilkunst sich gedacht, fühlt nun mit herbem Schmerz an ihren Pforten: *Per qui si va nell' ospedal dolente!* und verwünscht die Illusionen der verfloffenen Jahre. Damit sind jedoch die heillosen Folgen, welche die Sonderung der theoretischen Heilwissenschaften von praktischen Exercitien nach sich zieht, nichts weniger als erschöpft; sie begleiten uns auf unserer ganzen Laufbahn. Denn, wenn es unter unseren „rigoros“ geprüften Aerzten Männer genug gibt, die weder einen physiologischen Versuch anzustellen, noch eine Arzneimixtur zu erkennen, vielweniger zu bereiten vermögen, wenn es Doctoren gibt, die keinen thierischen Stoff zu analysiren, kein Gift näher zu untersuchen, eine Geisteskrankheit zu diagnostiziren im Stande sind, so beruht dies wohl theilweise auf der individuellen Incapacität mancher in Theorien ergrauten Herren, ihren Schülern mit der practischen Leuchte voranzugehen, größtentheils aber auf der fast systematischen Ausschließung jeder experimentellen Belehrung. Es ist wahr, man findet diese Erscheinung fast an allen Universitäten Deutschlands. Ist dies darum ein Grund, daß wir sie bei uns nicht Anders wünschen sollen? Wie diesem Kapitalübel zu steuern, so bald als möglich zu steuern sei, dies mögen unsere neuen Chefs in Berathung ziehen. Das Antidot liegt nicht gar ferne; wird es nur in Bälde und in gehörig ausgedehntem Maasstabe angewendet, so sehen wir getrost einer Zukunft entgegen, welche unserer medizinischen Schule die Hegemonie sichert.

D

## III.

## Aus Ungarn.

Graf Dessewfy. — Regierungsgutachten für den Landtag. — Die Journalisten. — Die Herren Hedenast und Landerer. — Graf Bichy.

Die Regierung hat wirklich die Ueberzeugung, eine große Majorität für diesen Landtag zusammen zu trommeln. Das untrüglichsche Zeichen dafür ist, daß der *Budapesti Hiradó* unser ungarisches Journal des Débats, oder wenn Sie wollen unser ungarisch österreicherischer Beobachter, der die österreichischen Gebote mehr beobachtet als die Interessen des Landes, nach Preßburg auswandern werde. Der Landtag wird demnach lange dauern, denn Graf Dessewfy der das *utile miscere dulci* auf's Beste versteht, würde sich nicht umsonst in Unkosten versetzen, wie ich Ihnen aber in meinen frühern Briefen auseinandersetzte, wird der Landtag nur in dem Falle mehr als ein

Palatinal-Landtag werden, wenn die Regierung Hoffnung hat ihre Propositionen durchzusetzen. Diese werden, wie ich Ihnen aus sicherer Quelle versichern kann, einen Anlauf zum wahren Fortschritt nehmen, da man nicht bloß für den Augenblick siegen, sondern auch für die Zukunft rückwirken will. Man muß der Opposition den Ruhm streitig machen, allein für das Beste des Landes gekämpft zu haben, man muß sich das Ansehen geben als habe man Verzicht darauf geleistet, die Constitution unseres Landes als eine solche Reliquie zu behandeln, über welche die hohen Priester sich im Geheim belustigen. Man muß endlich dem Lande zeigen, daß der Landtag aufgehört habe eine kostbare Sprachschule zu sein für die Magnaten und Edlen des Landes. Man will zeigen, daß auch die Regierung parlamentarische Fortschritte gemacht. Die Böhmen, die Desterreicher, Steierer und Tiroler sollen es einmal erfahren, daß man mit Geld und gutem Willen auch mit einem Landtage fertig werden könne, und das Alles auf legalem Wege, in echt constitutioneller Weise. Doch mögen sie die Wirkung eines Landtages immerhin paralysiren, die Grundsätze, welche die wahren Vertreter des Volkes verfechten, die gehen nicht verloren.

Die Stimmung des Landes spricht am Besten für diese Behauptung, denn selbst die loyalsten Comitats, wie die Regierung sagt, die kein N. aussprechen kann und die royalsten wie wir sagen, die wir alles aussprechen können, bestehen auf Behandlung der so lange vertagten Gravamina, während sie in Verweigerung der allgemeinen Besteuerung und Volksvertretung auf entgegengesetzte Seite stehen. Das Mißlichste für uns ist, daß unser einziges Organ das Pesti Hirlap, wie auch in den „Wanderungen in Pesth“ ganz richtig bemerkt wurde, jetzt nicht in den geeigneten Händen ist. Wir Ungarn sind nun einmal ein bewegliches Volk, wir wollen enthustasirt werden und das hat Kossuth verstanden. Dieser Mann, der unter den ungünstigsten Verhältnissen dem Lande 18 Comitaie für die Steuer gewann, kannte sein Volk, er agitirte wie ein perpetuum mobile, Steuer qua Steuer la, so lange bis Etwas hängen blieb, und somit allen Fragen die von Bedeutung für's Land waren. Der jetzige Pesti Hirlap hingegen spricht in eben so doctrinairer Weise, wie ein deutscher Professor, der unter Kanonendonner ruhig sein Heft über die Momente abliest, unbekümmert um die Wichtigkeit des auf immer dahinschwindenden Augenblicks. Die Männer, die beim Pesti Hirlap sind, verdienen alle Achtung, es sind unstreitig Patrioten pur sang, ich nenne bloß Gotwós, Szahy, Kemény, Tóth, aber Journalisten wie wir sie brauchen. Agitatoren sind es nicht. In dieser Beziehung muß man dem Grafen Desewsy alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er versteht seine Stellung, er weiß mit wem er es zu thun hat und jede Nummer des Budapester Hiradó bezeugt dieses. Er, der sonst endlose Artikel über die Tagesfragen brachte, begnügt sich jetzt mit kurzen Verhandlungen über den Landtag unter forwährender Agitation für die Wahlen in seinem Sinne. Er verließ den jetzigen Zeitpunkt auch keinen Augenblick aus dem Gesichte, denn auch er kennt, wie gesagt, das Publikum für das er schreibt.

Leider müssen auch wir Ungarn erst auswandern, wenn wir von der Leber weg sprechen wollen, und die Männer, zu denen ich spreche, mögen in Ihren Spalten lesen, was ich ihnen hier nicht sagen kann. Daß ich den Wunsch und die Gesinnung eines großen Theils unseres Publikums ausspreche, davon können sie sich selbst überzeugen. Sagt es ihnen doch schon die veränderte und verminderte Theilnahme, die jetzt der Pesti Hirlap gegen sonst bei uns findet. — Wir gehen aber auch so blind darein bei unserm Verfahren und selbst die Art und Weise, wie man Kossuth vom Pesti Hirlap weglockte, war jenen großen Politikern noch nicht genug. Seckenast und Landerer, das Väterpaar

der Pesther Zeitung, sind nach wie vor die Großmeister der ungarischen Journalistik. Sie müssen nämlich wissen, daß die gesammte, sage die gesammte Journalistik den Händen dieser Divieuren anvertraut ist. Heckenast und Landerer sind im Besitze des Budapester *Hiradó*, der Pesther Zeitung (diese war der Lohn für Kossuth's Weglockung vom Pesti *Hirlap*), des Pesti *Hirlaps* und unserer besten belletristischen (liberalen) Blätter der *Eletképek*. Nun kauften sie noch das *Divatlap*, so daß außer dem *Honderü*, einem nichtsagenden Modejournal und der *Nemzeti Ujsáz*, einem Muckerblatte und dem *Jelenkov*, der in Széchényi's Händen, kein ungarisches Journal besteht, das nicht dem gewaltigen Scepter der Herren Heckenast und Landerer huldigte. Und doch gibt es bei uns patriotische (ohne Ironie gesagt) Aristokraten, die enorme Summen für die Ausstattung ihrer Mattressen verschwenden und die, gehörig angegangen, gewiß auch für unsere Journalistik einiges Geld opferten. Die *Eletképek*, das *Divatlap* (bisher Eigenthum des geachteten Literaten Johann Erdélyi) müßten nicht jenen geldgierigen gesinnungslosen Speculanten zum Opfer fallen. — Schließlich berichte ich Ihnen noch die Neuigkeit, daß Graf Franz Zichy, bisher Director der Central-Eisenbahn, zum Präsidenten des Censurcollegiums und zum wirklichen Geheimrath ernannt wurde. Wahrscheinlich soll er als Censor Buße thun für das, was er als Director einer Eisenbahn dem wirklichen Fortschritte geleistet. Es steht zu erwarten, daß dieser Mann, gewohnt an die Leistungen des Dampfes, nun auch mit Dampf streichen werde. **Prosit!**  
Magyar.

## IV.

## Aus Leipzig.

*La Gorusalomme liberata*. — Wie man ein Denkmal setzen muß! — Die Herrn vom Wechsekongress. — Fremde Schriftsteller. — Ein neuer Tenor. — Theaterlücken. — Gottschall's „*Blinde von Alkara*“. — Uebersetzende „*Lumpensammler*“. — Privilegien französischer Autoren beim deutschen Publikum.

Die modernen Kreuzfahrer, die Messereisenden haben nun ihre Zelte abgebrochen und sind sammt und sonders, Ritter, Reißige und Knappen nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Die heilige Stadt an der Pleiße ist erfürmt worden und die Beute war diesmal sehr ergiebig. Das Kreuz, das jeder seit dem vorigen Nothjahr auf dem Rücken trug, ist nun aufgepflanzt worden. Wir wollen nicht untersuchen, wer die reichsten Trophäen erobert, wer König von Jerusalem gewesen, ob ein Tach- oder ein Lederhändler — Gott sei Dank! Jerusalem ist nun befreit von all den langnasigen und kurzathmigen Kummeltürken, aus denen die Mehrzahl der sogenannten Messereisenden besteht; auf dem Museum sind nun wieder die Zeitungen befreit aus den Händen buchstabirender Eroberer, im Rosenthal nehmen die einheimischen Eriksstrumpffreunden ihren historischen Sitz wieder ein, die alte Langeweile herrscht nun wieder in der heiligen Stadt, und statt über Waarenballen stolpert man bei jedem Schritt über einen Literaten — wie herkömmlich.

Doch o nein — seien wir nicht ungerecht! Seit dem Abzug der Messereisenden haben wir eine große, eine ungeheure Feierlichkeit begehen sehen, zu der die Völker von nah und ferne Summa Summarum etwa tausend Menschen (Kinder unter zehn Jahren zählen wie Erwachsene) herbei „gewallfahrt“ sind. Eine hiesige Privatgesellschaft, tief besorgt, daß das Andenken an einen kleinen Vorfall, der am 18. Oct. 1813 unter dem Namen die Schlacht bei Leipzig stattgefunden, schwinden könnte, und mit Bekümmerniß bemerkend, daß man in allen Geschichtswerken nicht die mindeste Notiz über jenes nicht uninteressante Gefecht findet, welches, wie einige Leute behaupten, drei Tage gedauert.

haben soll, fand es für zeitgemäß, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, auf jener Stelle, die man den „Monarchenhügel“ zu nennen pflegt, einen eisernen Ofen (andere behaupten, es sei ein Obelisk) als Denkmal hinzustellen. Ob er im Winter geheizt wird, wissen wir nicht, aber sicher ist es, daß sein Zweck ist, die Erinnerung warm zu halten, an ein Ereigniß, welches, wie man behauptet, zu jener Zeit einiges Aufsehen gemacht haben soll. Wie es scheint, ist jene Schlacht — über die uns alle historische Notizen fehlen, — nur von zwei einzelnen Menschen ausgefochten worden, denn auf dem erwähnten Ofen befindet sich als Embleme zwei in einander verschlungene Hände aus Messingblech. Die Sage von den drei Mürten ist also eine irrige, es müßte denn sein, daß der dritte ein bloßer Zuschauer war, welches die Denkmalgründer wahrscheinlich durch das dreieckige Auge (ditto aus Messingblech) ausdrücken wollten. Um so rühmenswürdiger ist es, daß ein so flüchtiges Ereigniß, wie jene Schlacht, welches wahrscheinlich nur deshalb so wenig bekannt wurde, weil so gar wenig Personen Theil nahmen, mit so großer Solemnität in Gegenwart von gewiß 1000 Seelen gefeiert wurde. Schlag 10 Uhr zog die ganze Schuljugend von Meisdorf, in dessen Nähe das „Denkmal“ gesetzt wurde, der Cantor an der Spitze, in feierlicher Prozession (einige Dorfmadchen hatten sogar künstliche Rosenkränzelein in den diesmal gekämmten Haaren), der sich Mitglieder jener Privatgesellschaft und eine unabsehbare Menge von einigen Neugierigen angeschlossen, hin nach dem Monarchenhügel, wo das „Monument“ bereits in seiner Nacktheit, d. h. enthüllt, dastand. Ein geistlicher Herr aus Leipzig hielt eine sehr fromme Predigt, worin uns jene zwei Hände und das dreieckige Auge erklärt wurden, ein anderer Geistliche vom Lande predigte, idem. Die Schuljugend sang, und das Monument hörte in tiefer Stille zu. Um halb 12 Uhr kehrte Alles hochebaut nach Hause zu dem warmen Fleischtopfe.

Unsere Leser halten uns hoffentlich nicht für unnational, weil wir von einem Denkmal, das von „patriotischem“ Eifer gesetzt wurde, so frivol sprechen. Im Gegentheil, weil wir auf deutsche Ehre und Würde halten, wünschen wir vor Allem, daß man uns nicht lächerlich mache. Wie? Für eins der größten Ereignisse der Weltgeschichte, der großartigste Sieg deutscher Nation, die Völkerschlacht, in der das edelste Blut aller deutschen Stämme gekossen ist, soll eine Hand voll Menschen, soll die Schuljugend eines Dorfes, die Predigt eines Geistlichen, ein schwarz angestrichener Eisenklumpen die Verherrlichung sich anmaßen? Gerade weil dieser Boden heilig, weil dieses Erdreich geweiht ist durch die Taufe des edelsten Blutes, kommt es nur dem gesammten deutschen Volke zu, ihn auch sinnbildlich zu weihen und zu heiligen! Die Feier einer großen That muß groß wie sie selber sein! Allerdings sagte man uns: dieses kleine Denkmal sei ja nur provisorisch, es solle nur den Platz bezeichnen, auf dem einst ein größeres prangen werde. Dann legt einen Stein, einen einfachen Würfel hin, gebt Euch aber nicht das Ansehen, als ob Ihr ein Einweihungsfest feiertet, welches nur der ganzen Nation angehört. Wenn Hunderttausende auf dieser großen Wahlstätte ein Befreiungsfest feiern würden, wie es einer gewaltigen Nation zukommt, so würde ganz Europa dies würdevoll und gerecht finden. Wenn aber die Schuljugend von Liebertwolkwitz, in Begleitung mehrerer Leipziger Privatleute die Siegeshymne auf Napoleon's Fall repräsentiren, so stellt sich das poetische, das sittliche Gefühl auf die Seite des gefallenen Helden und man denkt unwillkürlich an die Parabel von dem todtten Löwen.

Wenden wir uns zu einer würdigern Repräsentation deutscher Einheit und Interessen, zu dem Congreß, der in diesem Monate Behufs einer allgemeinen deutschen Wechselgesetzgebung zusammentrat, und der seine Sitzungen tagtäglich von 10 Uhr Vor-

mittags bis 3 Uhr Nachmittags hält. Die hiesigen Blätter haben bereits am zweiten Tage jener Versammlung die Namen der Mitglieder veröffentlicht. Eine so große Zahl ausgezeichnete fremder Juristen hat Leipzig wohl nie beisammen gehabt. Um so erfreulicher ist es, daß der Congreß, so viel von ihm transpirirt, mit großer Einnacht über die wichtigsten Punkte verhandelt und keine rechthaberischen Streitigkeiten aufkommen läßt, eine Erscheinung, die in Dresden beim Postcongreß keineswegs ganz ähnlich sein soll, indem dort Süd- und Norddeutschland wie zwei uneingefahrene Postpferde, das eine links, das andere rechts, ziehen sollen.

Die meisten Herren dieser Assemblée legislative sind rüstige lebensfrohe Männer, eine erfreuliche Erscheinung im Vergleiche zu den ausgetrockneten Canzleimenschen, denen Deutschland in frühern Perioden seine buntscheckige Gesesjacke mit ihrer heimlichen Proccedur und barbarischem Geschäftsstyl zu verdanken hatte. Man begegnet den „Wechselherren,“ die von Seiten der hiesigen Einwohner ein Gegenstand vieler Aufmerksamkeiten sind, im Theater, auf der Kunstausstellung und überall, wo das spärliche Kunstleben Leipzigs sichtbar ist. Freilich so weit, wie weiland der Wiener Congreß mit seinen noblen Passionen, haben es unsere schlichten, ernsten, bürgerlichen Männer nicht gebracht, wir haben sie noch auf keinem Balle als Tänzer gesehen, und um ein berühmtes Wort des Prince de Ligne zu parodiren, möchten wir sagen: *Le congrés ne danse pas mais en revanche — il marche!*

Schriftstellerische Gäste, wie sie sonst der Spätherbst nach Leipzig führt, um hier zu überwintern, sind diesmal spärlich eingetroffen. Ein junger Gelehrter aus Königsberg, Dr. Julian Schmidt, bereitet ein größeres literarisches Werk zum Drucke vor: „Geschichte der Romantik von der Reformation bis auf unsere Zeit,“ welches bereits in den nächsten Monaten (im Verlage von F. L. Herbig) erscheinen wird. Größere Bruchstücke daraus, die in literarischen Kreisen vorgelesen wurden, erregten durch den Reichthum der Quellenstudien und der Schärfe des Urtheils die wärmste Theilnahme. Herr Theodor Althaus, der in der literarischen Beilage der Weser Zeitung werthvolle kritische Arbeiten geliefert hat, und der bekannte Treumund Welp aus Schlesien, gedenken gleichfalls den Winter hier zu verleben. Von Erstgenanntem sind so eben „Mährchen aus der Gegenwart“ erschienen. Die österreichischen Poeten, für die seit einigen Jahren Leipzig keine fremde Stadt mehr ist, haben diesmal wieder eine Winterdeputation hier. Moritz Hartmann, der den Sommer in Böhmen lebte, Hermann Kollet, der eine neue Gedichtsammlung unter dem etwas komischen Titel „Frische Lieder“ so eben erscheinen ließ, Siegmund Kolisch aus Wien, der im Verlag von Volkmar 2 Bände „Wiener Novellen“ erscheinen läßt, und Isidor Heller aus Prag, dessen schönes „dichterisches Talent im Gebiete der Novelle“ in seinem Vaterlande warme Anerkennung gefunden hat, und der nun mit einem größeren Roman hervortritt. In den letzten Tagen traf auch von Paris zurückkehrend Alfred Meißner hier ein und wurde von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern mit inniger Freude empfangen.

Im Gewandhausconcerte machte ein anderer Oesterreicher, Herr v. Rainer aus Wien durch eine jugendliche, frische und ungemein starke Tenorstimme Aufsehen; es ist dies ein junger Mann von 24 Jahren, der seine juristische Carrière aufgegeben hat, um sich dem Theater zu widmen und der in der That die besten Auspicien hat, eine bedeutende Kunsterscheinung zu werden. Dem Leipziger Theater thut namentlich ein frischer Tenor mit wirklicher Stimme Noth, da unsere drei Tendre zusammen nur eine halbe Stimme repräsentiren. Unserem Theater thut überhaupt gar manches Noth. —

Fräulein Unzelmann, die vielbedauerte, und Fräulein Caroline Mayer, die Unzelmann unserer Oper sind beide noch nicht ersetzt. Indessen hat die Direction in letzterer Zeit ernsthafte Anstrengungen gemacht, um sie theilweise zu ersetzen. Die Sängerin Walter aus Stuttgart trat mit großer Präension in zwei Parthien auf, ohne besondern Anklang zu finden. Indessen ist die Dame eine imposante Bühnenfigur, routinirt im Spiel und Vortrag, und versteht es wohl, die Lücken ihrer Stimme zu umgehen oder zu verstecken. Bei der vorgerückten Jahreszeit und bei der Schwierigkeit überhaupt, eine erste Sängerin zu finden, würde die Direction wohl thun, sie zu engagiren. Ein junges sechszehnjähriges Mädchen, Fräulein Dub aus Wien, hat nicht ohne Glück einen ersten theatralischen Versuch im Schauspiel gewagt.

Mit neuen Stücken hat die Direction sich viel anerkennenswerthe Mühe gegeben, ohne glücklich damit zu sein. Von Königsberg her drang der Ruf von einem neuen Stücke, das dort mit großem Beifall gegeben wurde: „Die Blinde von Alkara,“ Drama in fünf Aufzügen von Gottschall. Dieses vielgepriesene Wunderkind hat denn die Direction in Berücksichtigung jüngerer Dramatik hier vorgeführt und siehe da, das Wunderkind war ein in prächtig versficirten Windeln eingewickelter Wechselbalg, den das Parterre am Schlusse entschieden auspfiff. Dies Drama hat nämlich die Tendenz, durch fünf Acte uns zu beweisen, daß ein unschuldiges Mädchen, dem ein Bösewicht Gewalt angethan, darum keineswegs verächtlich sei. Damit wir ja verstehen, um was es sich handelt, kömmt erst das Mädchen und erzählt, sie sei entehrt, dann kömmt die Mutter und erzählt, sie ist entehrt, dann kömmt der Vater, dann kömmt der Bruder, dann hört man es wieder im zweiten Act, dann im dritten Act: Ich bin entehrt, Du bist entehrt, sie ist entehrt, wir sind entehrt u. s. w. Herrn Gottschall hat Hebbel's Maria Magdalena als Ideal vorgeschwebt. Aber wie hat er es copirt! Während das Genie Hebbel's den gefährlichen Stoff auf seine Naturkraft zurückführte und uns durch Einfachheit und unwiderstehlicher Wahrheit tiefinnerlichst erschüttert, hat Herr Gottschall einen Apparat von Theaterlappen und Kunstgriffen, von politischen Phrasen und einem Sammelsurium von Scenen, die zu seinem Nachtheil an classische Stücke erinnern und statt zu betäuben uns nüchtern machen. Die Heldin des Stückes ist blind! Warum eine Blinde? Wollte der Verfasser, wie in König René's Tochter, oder auch nur wie in dem französischen Stücke „Gabriele“ ein psychologisches Motiv durchführen? Behüte! — Die Heldin ist blind, zufällig, oder richtiger gesagt der Verwicklung wegen, damit es erst im 4. Act entdeckt werden kann, daß Don Filippo nicht Don Antonio sei \*)! Und welch' eine Collection von Scenen und Charakteren aus andern Stücken! Die ersten Scenen des ersten Actes erinnern sogleich an Don Juan, nur daß der Leporello hier ein Simpel und der Don Juan, der der Donna Anna Gewalt that, ein widerlicher phrasenhafter Patron ist. Die zweite Hälfte des ersten Actes ist getreu nach dem 1. Acte der Maria Magdalena copirt, das „entehrte“ Mädchen, der wilde Vater, die todtkranke Mutter, und damit der Aehnlichkeit nichts fehle, stirbt diese Mutter am Schluß des ersten Actes wie bei Hebbel. Neben dem Don Juan und der Maria

\*) Das Stück ist, wie uns die deutsche Allgemeine Zeitung am Tage nach der Aufführung meldete, nach einer französischen Criminalgeschichte bearbeitet. Auch ein Stück von Soulié, „Diana von Chivry“ (im kurländischen Almanach von Koch übersezt) soll dasselbe Thema behandeln.

Magdalena mußte auch der Hamlet seine Todengräberscene hergeben, episodisch, ohne die mindeste Begründung im Stücke, als etwa um das Publikum in den Stand zu setzen, einen Vergleich zwischen Shakespeare und Gottschall ziehen zu können, wobei, wie es scheint, letzterer nichts zu verlieren hoffte. Im letzten Acte bekommen wir denn auch Masetto zu sehen, der von Don Juan und seinen Helfershelfern traktirt wird, worauf Don Juan in's Zimmer der Zerline dringt, worauf der bekannte Ruf „zu Hülf“ ertönt, worauf Don Ottavio und Donna Anna (die Blinde) hinzutreten. Ist dies nicht allerliebste? Und doch ließe sich alles hinnehmen, wenn nicht das Stück von tendenziösen Präntensionen frohen würde, wenn der Verfasser nicht verriethe, daß er mit alle Dem große Zwecke vom Baume zu schießen sich vorgenommen habe. Von einem theatralischen Handwerker läßt man sich viel eher scenische Plagiate und manchen Unsinn gefallen, den man nicht hinnimmt von einem Autor, dessen gebildete Sprache, dessen ganze Anlage eine höhere Kritik für sich in Anspruch nehmen. Dies ist ein Widerspruch und doch ein bewährter Erfahrungssatz. Das Publikum pflifft das Stück des Herrn Gottschall am Schlusse aus. Aber das Leipziger Publikum, das acht Tage früher den „Pariser Lumpensammler“ mit Applaus empfing, hat wahrlich kein Recht, sich einem deutschen Dichter gegenüber auf's hohe Pferd zu setzen. Was auch die Kritik gegen das Drama von Gottschall einwenden muß, immerhin ist es doch ein Stück, das in deutschem Ideenkreise sich bewegt, das in einer harmonischen Sprache, die sich oft bis zum Schwünge erhebt, geschrieben ist, ein Drama, das von einem gebildeten Geiste zeigt, wenn dieser auch theils unselbstständig ist, theils hyperoriginell sein will. Aber wenn man einer solchen Rohheit zusauchzt, wie diesem Pariser Lumpensammler, einem Stück, welches höchstens werth ist, eine Erholung für Zuchthaussträflinge zu bieten, einem Stück, das zum Frühstück einen Mord, zum zweiten Frühstück einen Kinderraub und einen Selbstmordsversuch durch Kohlendampf, zum Mittagsmahl einen Kindermord, zum Besperbrot mehrere andere Criminalfälle und zum Nachtmahl endlich die ordinärste Tugend zur Tafel führt und dem gemeinsten Laster zum Erbrechen verhilft, wenn solche mehr als conventionell unsittliche Stoffe zu Markte gebracht werden dürfen, in denen die Entehrung eines Mädchens gar nicht mehr in Betracht gezogen wird, weil man es mit viel Gräßlicherem, Ekelhafterem zu thun hat, dann muß das Publikum für ein Stück, wie die Blinde von Alkara, Hochachtung beweisen, statt es anzuspöthen.

Das ist der Fluch deutscher Bühnenverwaltung. Den Franzosen wird auf deutscher Bühne Alles nachgesehen: Unsittlichkeit, Unwahrscheinlichkeit, Gemeinheit der Charaktere, Frivolitäten der Situationen. Es ist ein französisches Stück! heißt es dann zur Entschuldigung. Kömmt aber der deutsche Autor, so stellt man die höchsten Anforderungen an ihn, er soll sittlich par excellence, einfach, gediegen, tief und Gott weiß was Alles sein — für ihn hat man keine Nachsicht. Mit welchen Mitteln soll er dies aber bewerkstelligen? Die Hebel, welche sein französischer Concurrent anbietet, sind ihm anzuwenden verboten. Und doch hat dieser Concurrent mittlerweile das Publikum an massenhafte Handlung, an auf die Spitze gestellten Scenen gewöhnt, der Magen des Parterres hat sich an Pfeffer und Opium gewöhnt und der deutsche Dichter soll dann mit einfachen Dingen diesem verdorbenen Wist Genüge thun! † †

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.